

Dialektologie II

Sprachvariation

Arne Rubehn

arne.rubehn@uni-passau.de

21.05.2025

Vorwort

Der erste Abschnitt dieses Handouts orientiert sich maßgeblich an Chambers und Trudgill (1998, Kap. 8 & 11), der zweite an Nerbonne (2009). Zugunsten der Lesbarkeit werden diese Werke nicht an jeder Stelle zitiert.

1 Isoglossen: Muster und Übergänge

Wir haben **Isoglossen** bereits als geographische Grenzen kennengelernt, die verschiedene Varianten eines Merkmals voneinander abgrenzen. Darüber hinaus haben wir besprochen, dass einzelne Isoglossen zu **Bündeln** zusammengefasst werden können. Generell gilt: Je mehr Isoglossen in ein Bündel zusammenfallen, und je unterschiedlicher die einzelnen Merkmale und Varianten sind, um so stärker ist das Argument, anhand dieser Isoglossen eine Kategorisierung vorzunehmen.

An dieser Stelle lohnt es sich nochmal, einen genaueren Blick auf Isoglossen zu werfen. Bislang wurden Isoglossen etwas vereinfacht als *eine Linie* dargestellt, die den Dialekt Raum schön in zwei Teile teilt. Dass dies nicht zwangsläufig der Fall ist, hat schon die praktische Arbeit mit den schweizerdeutschen Dialektatlanten gezeigt. Wir widmen uns also ein paar typischen Mustern und was wir aus ihnen lernen können.

1.1 Reliktgebiete

Ein typisches Merkmal einiger Dialekte Englands ist die Tilgung des postvokalischen /r/ (also, dass das r nach Vokalen nicht gesprochen wird, stattdessen aber meistens der Vokal gedehnt wird). Daraus ergeben sich Aussprachen wie [ka:d], [fɔ:n], [bɔ:n] für *card*, *fern*, *born*. Diese Dialekte werden *non-rhotische* Dialekte genannt, während *rhotische* Dialekte das /r/ realisieren. Abb. 1 stellt die geographische Verteilung der rhotischen (weiß) und non-rhotischen (rot) Dialekte um 1950 und 1990 dar. Der diachrone Vergleich zeigt, dass die non-rhotische Variante die rhotische immer weiter zurückdrängt.

Die Vermutung liegt nahe, dass hier eine neuere Variante eine ältere langsam ablöst. Das genügt allerdings nicht als Begründung: Auch innovativere Varianten können von archaischen Varianten zurückgedrängt werden! In diesem Fall haben wir allerdings zwei starke Indizien dafür, dass die non-rhotische Variante tatsächlich die jüngere ist. Zum einen ist es deutlich wahrscheinlicher, dass über die Zeit ein Laut ausgelassen wird, als dass ein neuer eingefügt wird. Zum anderen ist die geographische Verteilung der Varianten sehr aufschlussreich.

Auf beiden Karten ist nämlich zu sehen, dass es ein *zusammenhängendes* weißes Gebiet

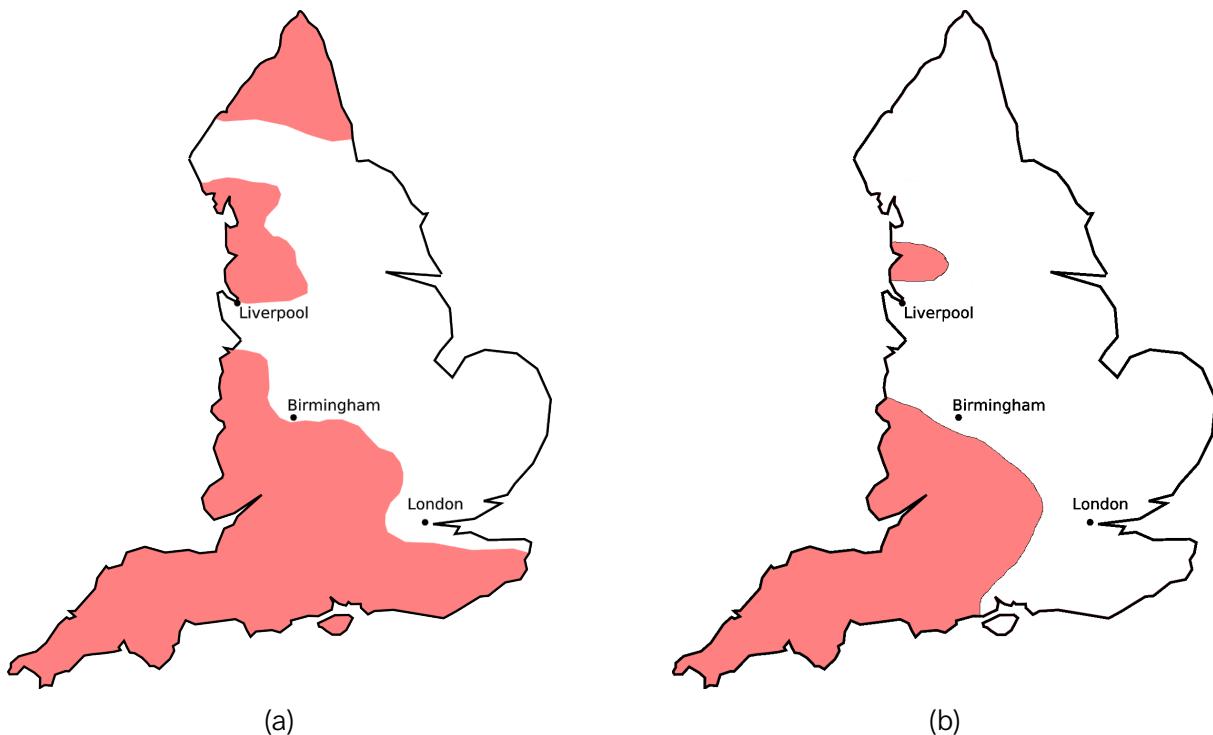


Abbildung 1: Verbreitung von rhotischen Dialekten in England um 1950 (a) und 1990 (b). Bildquelle: Wikipedianutzer Angr, https://en.wikipedia.org/wiki/Rhoticity_in_English#/media/File:RhoticEngland.png

gibt, während es mehrere, voneinander abgetrennte rote Gebiete gibt. Es ist also unwahrscheinlich, dass die rote Variante die innovative ist: Dafür müsste man eine stichhaltige Erklärung finden, wie sich die Variante entweder mehrmals unabhängig voneinander entwickelt hat, oder wie sie sich in einer Region verbreitet haben soll, die nicht mit der ursprünglichen Region der Variante verbunden ist. Deutlich plausibler ist es, dass die weiße Variante die rote nach und nach zurückgedrängt hat, sodass manche rote Varietäten vom restlichen roten Gebiet abgetrennt wurden. Das Resultat sind **Reliktgebiete**, also Gebiete, in denen sich noch eine ältere Variante erhalten hat, während sich eine neuere Variante in den umliegenden Gebieten durchgesetzt hat. Allein durch die Interpretation der synchronen geographischen Verteilung zweier Varianten können wir also Rückschlüsse darüber ziehen, welche dieser Varianten älter ist.

Sieh dir die Isoglosse in Abb. 2 an. Welche der zwei Formen ist älter?

1.2 Ausbreitung von sprachlicher Innovation

Muster wie Reliktgebiete können uns dabei helfen, die geographische Ausbreitung von sprachlicher Innovation zu rekonstruieren. Generell ist es eine Kernforschungsfrage der Dialektologie, die Ausbreitung von linguistischen Merkmalen zu erklären – insbesondere, da es häufig keine direkten diachronen Belege gibt. Drei Faustregeln, an denen man sich



Abbildung 2: Isoglosse *Haus*-*Hus* im deutschen Sprachraum. Bildquelle: Wikipedianutzer Grönninger 1, <https://de.wikipedia.org/wiki/Hus-Haus-Linie#/media/Datei:Haus-hus-huis.png>

orientieren kann, sind:

1. Wenn eine von zwei linguistischen Varianten in isolierten Gebieten vorkommt, und die andere in besser erreichbaren Gebieten, ist die erstere älter.
2. Wenn eine von zwei linguistischen Varianten in Randgebieten vorkommt, und die andere in zentralen Gebieten, ist die erstere älter.
3. Wenn eine von zwei Varianten in einem größeren (zusammenhängenden) Gebiet gesprochen werden, ist diese jünger.

Diese drei Kriterien sind nützliche Richtwerte, allerdings keineswegs unfehlbare Regeln (auch wenn sie einst mit diesem Anspruch vorgeschlagen wurden) – es gibt genügend Einzelfälle, bei denen das Gegenteil der Fall ist.

Linguistische Innovationen verbreiten sich dort, wo Menschen miteinander in Kontakt treten. Entsprechend kann die Verbreitung solcher Innovationen, und ein damit einhergehender Sprachwandel nicht abrupt, sondern nur graduell sein. Ein beliebtes Bild hierfür ist die **Wellentheorie**: Innovationen entstehen an einem Ort und breiten sich von dort gleichförmig in alle Richtungen aus, wobei das Ausmaß der Ausbreitung mit zunehmender Distanz

immer geringer wird. Man kann sich geographische Diffusion also vorstellen wie die Wellen, die entstehen, wenn man einen Stein ins Wasser wirft – diesem Bild entspringt der Name.

Wie jedes vereinfachende Modell darf natürlich auch die Wellentheorie nicht für bare Münze genommen werden. Es müssen zwangsläufig geographische und soziopolitische Faktoren berücksichtigt werden, die die Ausbreitung eines Merkmals beeinflussen können. Geographische Hindernisse wie Gebirgsketten oder größere Gewässer sind schwer zu überqueren, reduzieren dadurch den (Sprach-)Kontakt und entsprechend auch die Ausbreitung linguistischer Innovationen. Auch politische Grenzen können ähnliche Effekte haben; dort ist teils sogar zu beobachten, dass man sich bewusst durch linguistische Unterschiede vom gegenüberliegenden Teil abgrenzen möchte.

Eine besondere Rolle in der Verbreitung linguistischer Innovationen spielen Städte. Sie sind oftmals Katalysatoren für Innovation, da Stadtbevölkerungen im Regelfall deutlich heterogener sind als Landbevölkerungen. Städte sind außerdem Zentren für Handel, Kultur und Politik – kurzgesagt für verstärkten überregionalen Austausch. Städte sind untereinander also deutlich besser vernetzt als ländliche Regionen, was zur Folge hat, dass sich auch linguistische Merkmale schnell zwischen Städten verbreiten können (und die dazwischenliegenden, ländlichen Regionen einfach „überspringen“). Wir müssen unser Wellenmodell also anpassen: Anstatt den Stein einfach ins Wasser fallen zu lassen, lassen wir ihn über die Oberfläche springen. Überall, wo er aufkommt, wird er Wellen schlagen, allerdings mit jedem Aufprall ein bisschen schwächer.

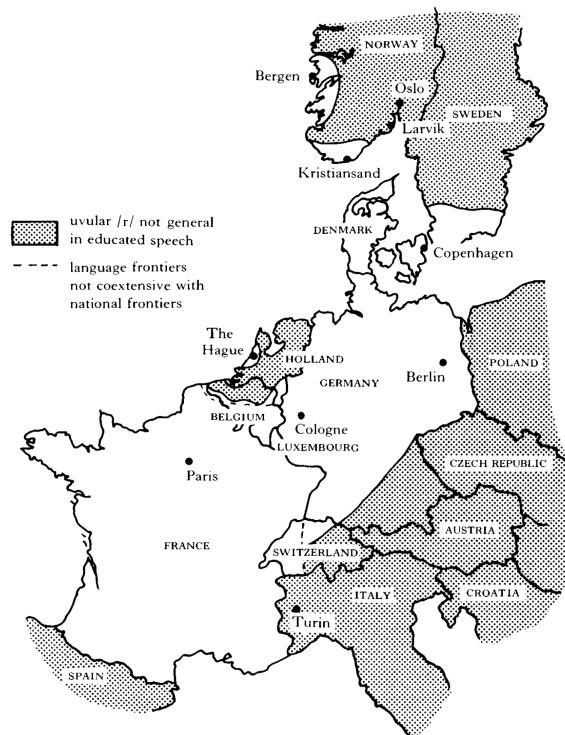


Abbildung 3: Verteilung des uvularen /r/ [R ~ R̥] in Westeuropa.

Abb. 3 zeigt ein Beispiel für eine solche Ausbreitung eines linguistischen Merkmals. Das /r/ wurde ursprünglich überall als [r ~ r̪], also als „Zungenspitzen-R“, gesprochen. In Paris begann man dann irgendwann – wohl im 17. Jahrhundert – das /r/ stattdessen *uvular* zu sprechen, also als [r̪ ~ ʁ].¹ Von dort aus breitete sich das uvulare /r/ über den französischen Sprachraum aus und sprang auch auf Städte in anderen Sprachgebieten über – die uvulare Aussprache in Kopenhagen ist um das Jahr 1780 nachgewiesen, von wo sie sich bis 1890 nach Südschweden ausbreitete. Auch in Deutschland, wo das uvulare /r/ inzwischen die Standardaussprache ist, hielt es zunächst in Städten wie Berlin oder Köln einzug, bevor es sich flächendeckend verbreitete. Dieses Muster ist auf der Karte noch in Regionen zu erkennen, die das uvulare /r/ erst vor relativ kurzer Zeit erreicht hat: Den Haag bildet im Bezug auf dieses Merkmal eine Sprachinsel; in Norwegen ist der Wandel noch voll im Gange, wo das Merkmal in vielen Städten bereits üblich ist und sich von Bergen und Kristiansand aus allmählich auf die Landbevölkerung ausbreitet.

Im Endeffekt gibt es keine klaren Regeln, mit denen sich die Geschichte und Verbreitung von sprachlichen Innovationen eindeutig erklären lassen. Vielmehr geht es darum, eine Geschichte zu rekonstruieren, die auf allen Ebenen (linguistisch, geographisch, soziokulturell, ...) plausibel scheint.

1.3 Übergänge

Die Ausbreitung linguistischer Merkmale bedeutet im Umkehrschluss natürlich, dass sich Isoglossen über die Zeit verschieben. Besonders interessant ist es in diesem Kontext zu untersuchen, was in den „Grenzregionen“ entlang der einzelnen Isoglossen passiert. In der letzten Sitzung haben wir bereits den *rheinischen Fächer* kennengelernt, der zeigt: Selbst wenn wir Isoglossen bündeln, die das gleiche abstrakte Phänomen beschreiben, stimmen die konkreten Isoglossen nicht immer miteinander überein. So finden sich zum Beispiel einige Regionen, in denen man *ik* für *ich* sagt, aber nicht *maken* für *machen* – obwohl beide Formen von der Lautverschiebung von [k] zu [χ] betroffen sind. In diesem Fall wird die zugrundeliegende Innovation, die Lautverschiebung, also nur auf einen Teil des Wortschatzes angewandt.

Es ist nahezu unausgesprochener Konsens, dass linguistische Variation nicht abrupt, sondern graduell ist. Isoglossen sind eine (bewusst) vereinfachende Abstraktion, die den Fokus auf die prägnantesten Unterschiede legt – sie sollten aber keineswegs so interpretiert werden, dass sie den Dialektraum in komplett einheitliche Gruppen unterteilen (zwischen denen die Unterschiede entsprechend abrupt wären). Vielmehr sind die Übergänge oft fließend, sowohl in der Form, als auch im Gebrauch.

Abb. 4 zeigt eine verhältnismäßige, geographische Verteilung einer als (u) bezeichneten

¹Die Schreibweise mit der Tilde deutet eine ungefähre Transkription an, hier: Variierende Realisierungen als [r̪], [ʁ], o.Ä.

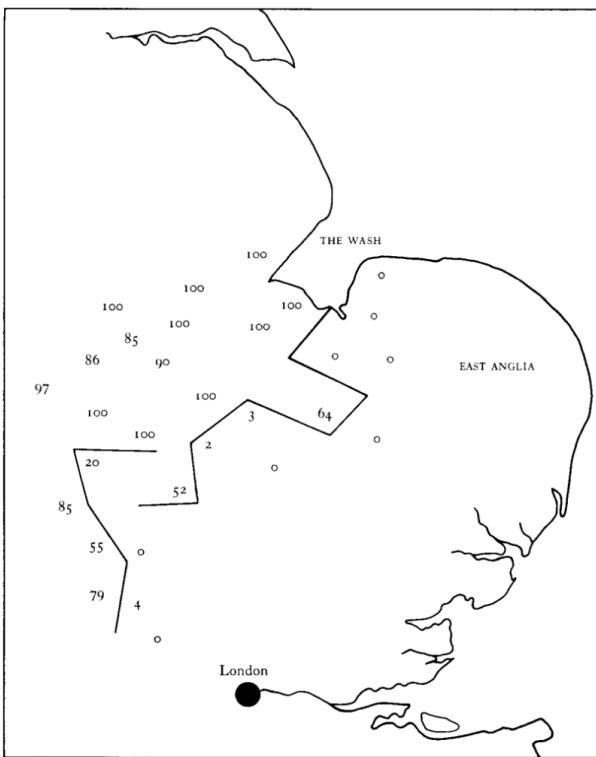


Abbildung 4: Häufigkeit der Variable (u) im Osten Englands.

Variable – also, ob der erste Vokal in Wörtern wie *brother*, *gutter*, *rubbish* oder *us* als [ʊ] gesprochen wird, wie es für die Dialekte Nordenglands (und auch Schottlands) üblich ist. Im Süden hingegen findet sich die offenere, ungerundete Realisierung [ʌ]. Die Karte basiert auf 65 Wörtern aus der *Survey of English Dialects* (Orton & Dieth, 1962), in denen die Variation zwischen [ʊ] und [ʌ] vorkommen. Die Zahlen zeigen an, wie häufig (in Prozent) Gewährspersonen² diese Wörter mit einem [ʊ] realisierten – eine 100 bedeutet also, dass dort ausschließlich [ʊ] gesprochen wurde, während eine 0 die ausnahmslose Verwendung von [ʌ] signalisiert. Die Karte zeigt eine deutliche Übergangszone, in der ein Teil der Wörter mit [ʊ], und ein anderer mit [ʌ] gesprochen werden. Typisch für solche Übergangszonen ist es auch, dass selbst bei individuellen Sprecher:innen ein hohes Maß an Variabilität zu beobachten ist: Ein und die selbe Person könnte das Wort *duck* mal als [duk], mal als [dʌk] sprechen.

Bei lautlichen Varianten wie dieser gibt es noch ein zweites Phänomen, das charakteristisch für Dialekte in den Übergangszenen ist – die Realisierung der Variable liegt oft auch phonetisch in der Mitte zwischen den beiden typischen Varianten. So findet sich in der beschriebenen Übergangsregion auch die Realisierung [χ], die phonetisch zwischen [u] und [ʌ] liegt. Dieses Phänomen zeigt sich auch bei der in Abb. 2 visualisierten Lautverschiebung: Im Süden Baden-Württembergs, wo alemannische und schwäbische Dialekte aufeinandertreffen, ist die Aussprache [hous] zu finden (Haag, 1898).

²In diesem Fall gibt es pro Ort nur eine Gewährsperson. Die abgebildete Variation pro Ort geht also nur von einer Person aus.

Rein (1974) beschreibt die einzelnen Prozesse, die zur Vokalisierung des /l/ in bairischen Mundarten geführt hat. Sieh dir die Karte und Tabelle 1 an und lies Abschnitt V. (S. 29-33). Wie wird die Innovation und Verbreitung der neueren Merkmale motiviert? Welche der vorgestellten Konzepte finden sich hier wieder?

2 Aggregation von Merkmalen

Bislang haben wir uns stets auf einzelne Merkmale fokussiert – ihre geographische Verteilung, ihre Ausbreitung und ihre Darstellung. Dialektatlanten stellen beeindruckend große Mengen an einzelnen Merkmalen dar – allerdings haben wir uns kaum der Frage gewidmet, wie wir diese Daten systematisch gemeinsam nutzen können! Bislang haben wir nur sehr abstrakt darüber gesprochen, *dass* sich Isoglossen bündeln lassen, und sich anhand solcher Bündel (Unter-)Gruppierungen motivieren lassen. Allerdings gibt es keinen Konsens darüber, wie genau das passieren soll:

„It is undeniable that some isoglosses are of greater significance than others [... and ...] that some bundles are more significant than others [...]. Yet, in the entire history of dialectology, no one has succeeded in devising a satisfactory procedure or a set of principles to determine which isoglosses or which bundles should outrank some others. The lack of a theory or even a heuristic that would make this possible constitutes a notable weakness in dialect geography.“ (Chambers & Trudgill, 1998, 96-97; zitiert nach Nerbonne, 2009)

Dies zeigt eines der größten Probleme, und damit auch einen der größten Kritikpunkte der klassischen Dialektologie auf. Sie ist eine Disziplin, die traditionell sehr qualitativ arbeitet: Mit akribischer Liebe zum Detail, aber ohne einheitliche Methoden, von einzelnen Merkmalen weg zu einem größeren Gesamtbild zu abstrahieren.

Eine jüngere Sparte, die an dieser Problematik ansetzt, ist die **Dialektometrie**, die ihre Anfänge in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte (Goebl, 1982; Séguy, 1973), jedoch erst mit der zunehmenden Verfügbarkeit an Rechenleistung um die Jahrtausendwende wirklich an Popularität gewann. Im Gegensatz zur traditionellen Dialektologie ist die Dialektometrie sehr quantitativ ausgerichtet und vergleicht Varietäten, indem alle möglichen Merkmale **aggregiert**, also „zusammengerechnet“ werden.

Die Dialektometrie motiviert sich durch zwei grundlegende Argumente. Zum einen seien nicht einzelne Merkmale charakteristisch für gewisse Dialekte, sondern vielmehr das Zusammenspiel mehrerer Merkmale. Das lässt sich schnell an folgender Liedzeile illustrieren:

„un mer jon met Dir wenn et sin muß durch et Für“ (Höhner, 1998)

Der Dialekt lässt sich unschwer als Kölsch erkennen (schließlich wird in dem Lied ja auch der 1. FC Köln besungen). Doch lässt sich das nur an einem einzigen Merkmal festmachen? Das initiale [m] in *mer* (‘wir’) findet sich auch im Bairischen und im Schwäbischen. Die Realisierung des initialen /g/ als [j] (in *jon* ‘gehen’) charakterisiert auch das Berlinerische. Das [t] in *et* (‘es’) teilt sich das Kölsche mit niederdeutschen Dialekten, das lange ü [y:] für std. eu [ɔy] in *Füer* (‘Feuer’) wiederum mit dem Schweizerdeutschen. Diese Merkmale in Isolation sind also nicht ausreichend, um den Dialekt als Kölsch zu identifizieren – die **Kombination** der Merkmale allerdings schon.

Das zweite Argument, das die Dialektometrie anführt, ist, dass auch die klassische Dialektologie aggregiert, indem sie sehr ähnliche Varianten zusammenfasst. Eine weitere sehr bekannte Isoglosse im deutschen Sprachraum ist die sogenannte *Uerdinger Linie*, die die Varianten *ich* und *ik* voneinander abgrenzt. Die Isoglosse suggeriert auf den ersten Blick, dass im Norden überall [ɪk] gesprochen würde, und im Süden stets [iç]. Dass das eine grobe Vereinfachung ist, wissen alle, die Bairisch (oder Schwäbisch) sprechen, wo der Konsonant komplett wegfällt! In der Tat finden sich *Phonetischen Atlas Deutschlands* (PAD; Göschel, 1992) 87 (!) verschiedene Realisierungen des Wortes *ich*.

Natürlich ist es komplett legitim, verschiedene Varianten in zwei Klassen zusammenzufassen, um die geographische Verteilung eines bestimmten Prozesses zu untersuchen – in diesem Fall geht es um die Lenition, also die Abschwächung des Plosivs zu einem Affrikat, einem Frikativ oder einer kompletten Elision. Zu diesem Zwecke lassen sich Varianten wie [k, k^h, g] in eine Klasse (keine Lenition), und Varianten wie [ç, x, y, ſ] in eine andere Klasse (Lenition) zusammenfassen. Die Frage ist also nicht, *ob* Daten aggregiert werden, sondern *auf welcher Ebene* sie aggregiert werden – so sieht die Dialektometrie die Aggregierung von Daten über verschiedene Merkmale hinweg als notwendigen nächsten Schritt.

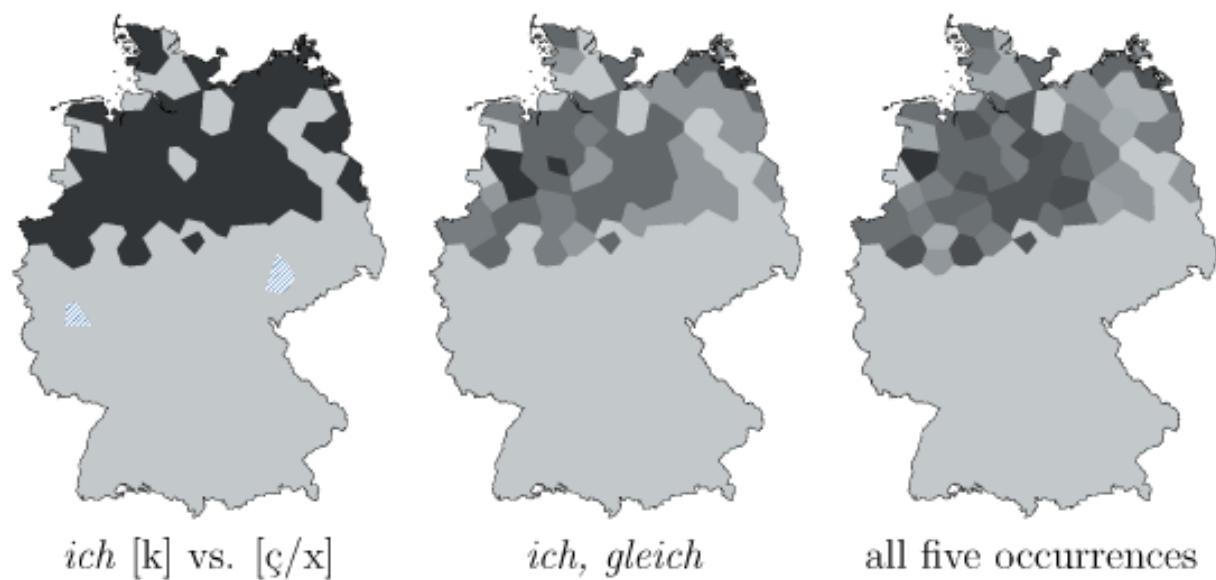


Abbildung 5: Sukzessive Aggregation von Merkmalen bezüglich der Lautverschiebung [k] – [ç/x].

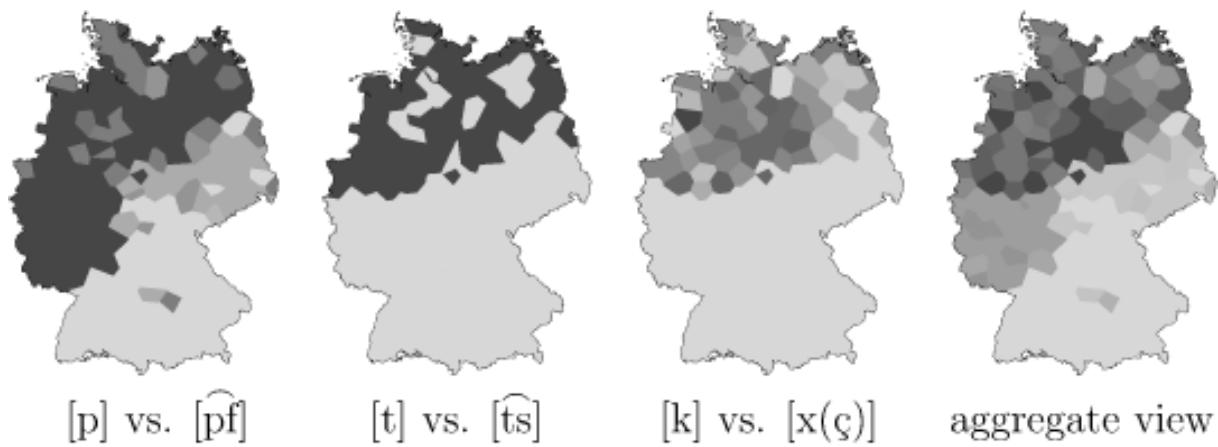


Abbildung 6: Aggregation von Merkmalen bzgl. der Zweiten Lautverschiebung.

Abb. 5 illustriert die Aggregation eng verwandter Merkmale: Es werden fünf verschiedene Formen aggregiert, die alle von der Lautverschiebung vom niederdeutschen [k] zum oberdeutschen [ç/x] betroffen sind. Schon hier ist zu sehen, dass das Zusammenfassen dieser Merkmale das Bild glättet: Einzelne Ausnahmen oder Datenlücken fallen nicht mehr so sehr ins Gewicht, es kristallisiert sich eine relativ klare Verteilung heraus (die auch traditionellen Isoglossen größtenteils entspricht). Abb. 6 setzt diese Art der Aggregation fort, indem verwandte Merkmale eingeschlossen werden: Die Karten beschreiben die Lenition der gesamten Plosivserie [p, t, k] zu den entsprechenden Affrikaten/Frikativen [pf, ts, x]. Auch die Zusammenfassung dieser Merkmale ist relativ unumstritten, da der selbe phonologische Prozess zugrundeliegt, der als *Zweite Lautverschiebung* bekannt ist.

Diese binäre Kodierung nach Präsenz bzw. Absenz eines Merkmals, wie sie in den beschriebenen Karten vorliegt, ist allerdings nur möglich, wenn tatsächlich auch der gleiche Mechanismus zugrunde liegt. Wird über Merkmale aggregiert, die unabhängig voneinander sind, funktioniert diese Art der Kodierung und Visualisierung nicht mehr. An diesem Punkt arbeitet die Dialektometrie mit **Distanzmatrizen**: Zwischen jedem möglichen Paar an Orten wird eine Distanz errechnet, die darauf basiert, wie viele Merkmale sich die entsprechenden Varietäten teilen. Das kann auf manuell annotierten Kategorien basieren (wie oben), oder auch auf automatischen Sequenzvergleichen der transkribierten Rohdaten. Abb. 7 zeigt zwei verschiedene Techniken, wie sich solche Distanzmatrizen auf einer Karte visualisieren lassen.

Der entscheidende Punkt an dieser Stelle ist natürlich dann, wie genau die Distanzmatrix berechnet wird – hier gibt es durchaus unterschiedliche Ansätze, die zu unterschiedlichen Ergebnissen führen kann. Dennoch hat die Dialektometrie gezeigt, dass schon einfache Ansätze zu aussagekräftigen Ergebnissen führen. So erlaubt Abb. 7 zwei durchaus relevante Beobachtungen: Die stärkste Grenze links entspricht ziemlich genau der traditionellen Grenze zwischen nieder- und oberdeutsch (*Benrather bzw. Uerdinger Linie*); und die rechte Karte zeigt, dass die gemessene linguistische Distanz klar mit der geographischen Distanz korreliert.

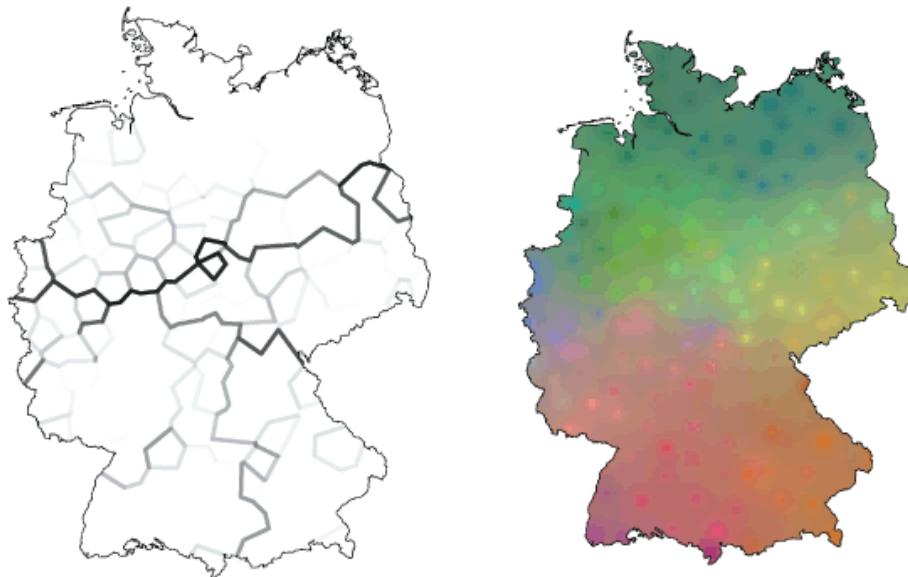


Abbildung 7: Visualisierungen der linguistischen Unterschiede deutscher Dialekte, basierend auf der Aggregation aller Merkmale.

Übungsaufgaben

1. Isoglossen werden üblicherweise als Linien gezeichnet, die einen Dialektraum abrupt anhand der Ausprägung eines linguistischen Merkmals unterteilen. Wie realitätsgerecht kann eine solche Darstellung sein? Diskutiere kurz einen Vorteil und einen Nachteil.
2. Stell dir eine Isoglosse vor, die [i:] von [aɪ] trennt. Was könnte man potenziell in der Übergangszone erwarten?

Lade deine Lösungen bitte als PDF-Datei mit dem Namen 0123_02-dialektologie.pdf auf Stud-IP hoch, wobei du 0123 durch deine **Matrikelnummer** ersetzt.

Literatur

- Chambers, J. & Trudgill, P. (1998). *Dialectology* (2. Aufl.). Cambridge: Cambridge University Press.
- Goebl, H. (1982). Dialektometrie; Prinzipien und Methoden des Einsatzes der numerischen Taxonomie im Bereich der Dialektgeographie. *Philosophisch-Historische Klasse Denkschriften*, 157.
- Göschel, J. (1992). *Deutscher Sprachatlas* (Bericht). Das Forschungsinstitut für Deutsche Sprache Marburg.
- Haag, K. (1898). *Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes*. Reutlingen: Hutzler.

- Höhner. (1998). *Mer stonn zo Dir FC Kölle.* (Lied erschienen auf dem Album „Fünfundzwanzig Jahre“.)
- Nerbonne, J. (2009). Data-driven dialectology. *Language and linguistics compass*, 3 (1), 175-198.
- Orton, H. & Dieth, E. (1962). *The Survey of English Dialects.* Leeds: E. J. Arnold & Son.
- Rein, K. (1974). Die mittelbairische Liquiden-Vokalisierung. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 41 (1), 21-37.
- Séguy, J. (1973). La dialectométrie dans l'Atlas linguistique de la Gascogne. *Revue de linguistique romane*, 37 (145-146), 1-24.